

Hungerstreik

Von Zzzonked

Inhaltsverzeichnis

Kapitel 1: aon	2
Kapitel 2: dó	5
Kapitel 3: trí	7
Kapitel 4: ceathair	9
Kapitel 5: cúig	12
Kapitel 6: sé	15
Kapitel 7: seacht	19

Kapitel 1: aon

Hungerstreik. Er sitzt einfach da, starrt die Wand an, während er das Wort zu begreifen versucht. *Hungerstreik*. Jede Nahrungsaufnahme verweigern. Und das bis zum Schluss. Nicht einen Moment kann er daran zweifeln, dass Kieran das durchhält. Er ist so einer, war immer schon gewesen, jemand, der nie aufgibt. Nie. Und diese Sache, diese eine Sache, ist wichtig. Wichtig für ihn, für alle anderen Gefangenen. *Er ist nicht allein dort*, versucht er sich Mut zu machen, doch es funktioniert einfach nicht. Es ist geradezu ein erbärmlicher Versuch, sich selbst besser zu fühlen.

Mit schnellen Schritten geht er zum Radio, das auf dem Boden liegt, und stellt es aus, seit einiger Zeit kommt sowieso nicht mehr als ein undeutliches Rauschen. Er hat es einfach fallen gelassen, eben gerade, als ihm mitgeteilt wurde, dass Kieran Doherty nun auch mit dabei ist. *Dabei*. Das klingt so positiv. Und vielleicht ist es das ja auch, vielleicht bewirkt es tatsächlich etwas. Vielleicht. Wer weiß das schon? Tatsache ist jedenfalls, dass bereits vier Männer gestorben sind. Und keiner, der die Macht hatte, etwas zu tun, hat etwas unternommen. Keiner, der es wirklich verhindern konnte. Der Gedanke wandert zu Margaret Thatcher, der Premierministerin. Fast ganz von allein. Er blickt aus dem Fenster, an das er sich noch eben gerade gestellt hat, um einen besseren Empfang für das Radio zu bekommen, ohne zu wissen, was gerade mit dem besten Freund seiner Schulzeit geschah. Dann hatte das Telefon geklingelt. Die Forderungen der Gefangenen waren die gleichen wie bei Bobby Sands, hatte ihm eine aufgelöste Geraldine erzählt. Aufgelöst, jedoch nicht überrascht. Sie war nicht überrascht davon, dass Kieran sein Leben aufs Spiel setzt, dass er nun auch dazugehört. Genau wie seine Familie. Sie hatten es erwartet, erzählt sie.

Er jedoch war es gewesen. Er kennt den neuen Kieran nur aus dessen Briefen, persönlich hatten sie sich das letzte Mal 1971 gesehen, mit 16, ein Jahr vor dem Bloody Sunday in Derry. Sie waren umgezogen, weg von der Insel, weg von den Problemen, wie seine Mutter so schön gesagt hatte. Erst hatten sie eine Weile in England gewohnt, dann Wales und dann waren sie doch zurückgekommen, dieses Mal allerdings in den Südwesten Irlands, nach Cork. Dort waren sie geblieben und seine Eltern hatten nicht im Traum daran gedacht, jemals nach Nordirland zurückzukehren. Er beginnt, langsam im Raum herumzugehen. Bobby Sands, der erste der Hungerstreikenden, bald darauf gefolgt von Francis Hughes, Raymond McCreech und Patsy O'Hara, hatte für die ersten Tage seines Streikes Tagebuch geführt. Der letzte seiner Einträge war auch bei ihm angekommen. Kieran selbst hat ihm den Brief geschrieben, wie genau er nun an den Text gekommen ist, weiß er nicht, aber es ist ihm auch reichlich egal. Aus irgendeinem Grund muss er jetzt daran denken und er verspürt das Bedürfnis, den Eintrag nochmal zu lesen, dieses Mal genauer. Hastig beginnt er, in dem Zettelchaos auf dem Schreibtisch zu suchen, bis er schließlich ein zerknittertes Papier in Händen hält.

Lieber Seán.

Wie geht es dir da unten in Cork? Gut, hoffe ich doch? Mir geht es eher mittelmäßig. Das Essen ist nicht sonderlich toll, aber ich habe angenehme Gesellschaft. Noch. Hast du eigentlich etwas von dem Hungerstreik mitbekommen? Bobby Sands? Er ist vor einigen Tagen gestorben. Ich weiß nicht, ob ich mich wirklich dazu aufrufen kann, so etwas durchzuhalten. Du musst ja schließlich nicht nur vor den Wärtern widerstehen, sondern auch vor dir selbst! Das ist wohl das Schwerste, denke ich. Und ich würde mich nicht dazu

in der Lage fühlen. Warum also überhaupt erst anfangen?

Er hält inne. Der Brief war am 09. Mai geschrieben worden. Innerhalb weniger Monate hatte sich Kierans Einstellung also komplett geändert. Oder nicht? Seine Freundin hatte gesagt, sie wäre nicht überrascht gewesen. Das kann doch nicht alles in den letzten paar Monaten passiert sein, diese Veränderung. Er wendet sich wieder dem Brief zu, er will über so etwas nicht nachdenken, kann es auch nicht.

*Frank Hughes ist ihm gefolgt – aber das weißt du ja. Francis. Ich glaube, er liegt mittlerweile ebenfalls im Sterben. Und es wird nicht reagiert. Allerdings scheint es so, als hätten sie.. bald wir.. die Weltaufmerksamkeit mittlerweile. Wahrscheinlich weil Bobby zum Parlamentsmitglied gewählt wurde. Was ich dich aber eigentlich fragen wollte, ist, ob du wusstest, dass Bobby Sands Tagebuch geschrieben hat? Natürlich nicht alle 66 Tage durch – du musst dir das mal vorstellen, Seán, 66 Tage! Ich habe neulich etwas von **3 Wochen** gelesen, die ein Mensch ohne Nahrung aushalten kann!-, aber zumindest die ersten 17. Der letzte Eintrag lautet folgendermaßen:*

“Mura bhfuil siad in inmhe an fonn saoirse a scriosadh, ní bheadh siad in inmhe tú féin a bhriseadh. Ní bhrisfidh siad mé mar tá an fonn saoirse, agus saoirse mhuintir na hEireann i mo chroí.

Tiocfaidh lá éigin nuair a bheidh an fonn saoirse seo le taispeáint ag daoine go léir na hEireann ansin tchífidh muid éirí na gealaí.“

Ich hoffe doch, du kannst Irisch noch? Wenn nicht, hier die Übersetzung: „Sie werden mich nicht unterkriegen, weil das Verlangen nach Freiheit und die Freiheit der Iren, in meinem Herzen ist. Der Tag wird kommen, an dem alle Einwohner Irlands das Verlangen nach Frieden zeigen. Es ist dieser Tag an dem wir das Aufgehen des Mondes sehen.“

Vielleicht hat dich das ja zum Nachdenken gebracht. So wie mich.

Man liest sich.

Ciarán

Er greift nach den anderen Briefen, die darunter liegen. Irgendwie verspürt er auf einmal das Bedürfnis, sie zu lesen. Alle. Nacheinander. Um sich Kieran ins Gedächtnis zu rufen. Und eventuell, um nach einem Anzeichen zu suchen. Für was eigentlich? Dass er ein Revolutionär ist? Er muss auflachen. Trocken, kurz. Freudlos. Revolutionär. Ist das hier eine Revolution? Mit welchem Ziel? Und wer ist daran beteiligt? Was kann man als Außenstehender überhaupt tun?

Er muss daran denken, wie sich die Familie von Bobby Sands wohl fühlen musste. Bestimmt hatten sie sich gewünscht, dass er den Streik abbrechen würde. Aber was hätte das für Folgen gehabt? Sicherlich nichts, was sie für sich selbst und ihren Sohn gewollt hätten. Wäre also jede Entscheidung falsch gewesen?

Er fühlt sich seltsam dabei, es als falsch zu empfinden, so für seine Rechte zu kämpfen. Aber es ist ja nicht das. Es ist die Tatsache, dass diese Männer für ihre Rechte sterben. Und dass keiner etwas tut. Er beginnt, in dem kleinen Raum auf und ab zu gehen. Auf und ab. Ab und auf. Er möchte so gerne an etwas anderes denken, an etwas, das nicht damit zu tun hat. Damit? Unwillkürlich muss er nicht nur an den Hungerstreik denken, der aktuell ist, sondern allgemein an die Probleme. An den Konflikt ansich. Viel hat er davon nicht mitgekriegt, in seiner Zeit im Vereinigten Königreich. Aber er erinnert sich noch gut an seine Kindheit in Derry. Vielleicht zu gut. Er hatte immer ein IRA-Kämpfer werden wollen. Sie waren Helden in seinen Augen gewesen. Wenn er ehrlich ist, weiß er mittlerweile nicht mehr, wie er dazu steht. Wie seine Meinung dazu ist. Und im Gegensatz zu damals ist er verdammt froh, nicht mehr dort zu wohnen. Dort. Im Norden. Denn sein Zuhause ist jetzt hier. Er könnte

weiterhin so tun, als ginge ihn das alles nichts an, jetzt, wo ihn eigentlich nichts mehr mit Nordirland verbindet. Doch er weiß, dass ihn das alles sehr wohl etwas angeht. Schließlich spielte sich fast die Hälfte seines Lebens dort ab. Er wirft einen Blick auf ein Bild, das auf dem Tisch in der Ecke steht. 15 Jahre ist er alt. Neben ihm ein strahlender Kieran. Daneben John. John Duddy. Genannt Jackie. Eine Weile blickt er es bloß an. Schnell wischt er sich über die Augen, als ihm bewusst wird, dass er weint. Langsam sollte er es doch verarbeitet haben. Hilflosigkeit macht sich in ihm breit, als sich ihm der Gedanke aufdrängt, dass er vielleicht bald der einzig Lebende auf dem Foto ist. Schnell schiebt er ihn beiseite. Er möchte nicht so pessimistisch denken. Nach einigen weiteren Minuten, in denen er nichts weiter tut als die Wand anzustarren, muss er etwas erkennen, auch wenn er es sich selbst nicht eingestehen möchte. Dass sein einziger Wunsch eine Beendigung des Hungerstreikes ist. Auch wenn das Aufgeben bedeutet. Und er tief in seinem Inneren weiß, dass Kieran das nicht tun würde.

-"I am standing on the threshold of another trembling world. May God have mercy on my soul."

Kapitel 2: dó

»63«, hatte sie gesagt. 63 Kilogramm.

Es ist der fünfte Tag. Gerade einmal. Er fragt sich, wie viel er selbst wohl wiegt. Er kann es nicht sagen, nicht einmal schätzen. Er ist nicht dick, aber auch nicht dünn. Er ernährt sich gesund, geht häufig laufen. Normalerweise täglich, doch seit ein paar Tagen ist er nicht einmal mehr aus dem Haus gegangen.

Der Kühlschrank ist fast leer. Eigentlich ist er es. Ein Apfel liegt noch darin. Warum er einen Apfel in den Kühlschrank gelegt hat, weiß er selbst nicht mehr. Wahrscheinlich schmeckt er nicht einmal mehr. Für einen Moment spielt er mit dem Gedanken, es Kieran gleichzutun.

Doch aus welchem Grund? Aus Faulheit? Das wäre erbärmlich. Um ihn zu unterstützen? Nicht ganz so erbärmlich, aber ebensowenig sinnvoll. Für die gleichen Ziele wie er? Unlogisch.

Er steht mit einem Ruck auf, geht zur Tür und nimmt sich seine Jacke. Er spürt, wie sein Magen knurrt. Nach gerade mal ein paar Stunden ohne Nahrung. Wie würden sich wohl Tage anfühlen? Versuchend, den Gedanken zu verdrängen, macht er sich auf den Weg zu der Wohnung seiner Eltern, die Evergreen Street hinunter, dann nach rechts auf den Sullivan's Quay.

»Seán! Wie siehst du denn aus?«

Er zuckt bloß mit den Achseln und seine Mutter fährt fort: »Komm' erstmal rein. Weißt ja, wo du die Jacke aufhängen kannst. Wir sind gerade am Essen. Möchtest du auch was?«

Er nickt bloß, erneut macht sich sein Magen lautstark bemerkbar.

Sie muss seufzen. »Wie lange hast du schon nichts mehr gegessen?«

Er zuckt die Schultern.

Ein erneutes Seufzen. »Also, dann beeil' dich, sonst isst dein Vater dir alles weg.«

»Das nenne ich einen gesunden Appetit!«, bemerkt dieser wenig später.

»Er hat seit zwei Tagen nichts mehr gegessen«, hält seine Mutter dagegen und er hat keine Lust, sie zu verbessern. Schließlich ist das wirklich etwas zu dramatisch ausgedrückt.

Sein Vater sieht auf. »Wie bitte? Du hast seit zwei Tagen nichts mehr gegessen?«

Er schüttelt den Kopf.

»Und warum sagt deine Mutter dann so etwas?«

Deine Mutter. Als ob es nicht auch seine Ehefrau wäre.

Er zuckt mit den Schultern und sein Vater seufzt. »Was ist das bloß für eine Familie?«, fragt er scherzhaft, doch keiner lacht.

Seine Mutter stellt ihm einen dampfenden Teller vor die Nase. »Jetzt iss erstmal«, sagt sie.

»Seán..«, erkundigt sie sich einige Momente später vorsichtig, »du hast ja noch gar nichts gesagt. Das hat jetzt aber nichts mit Kieran zu tun oder?«

»Lass den Jungen erst einmal essen«, murmelt sein Vater leise, doch es ist zu spät.

Langsam hebt er den Blick, seine grauen Augen bohren sich in die seiner Mutter. Sie wissen davon? Sie wissen, dass Kieran im Gefängnis sitzt und... was er tut?

»Jetzt hast du den Salat.« Lautstark räuspert sich sein Vater, dann steht er auf und verlässt die Küche.

»Ja!«, ruft ihm seine Mutter wütend hinterher, »lauf nur immer davon!«

Verwirrt blickt er zwischen seinen Eltern hin und her. Seit wann gibt es da diesen bestimmten Tonfall zwischen ihnen? Er hatte sie immer bewundert. Sie waren früh Eltern geworden, sehr früh. Doch im Gegensatz zu vielen anderen waren sie es nicht schnell leid geworden. Sie waren zusammen geblieben. Für ihn. Streit gab es nur selten. Wenn, dann nur über *dieses* Thema. Über das momentan keiner mehr sprechen möchte.

Seine Mutter wendet sich jetzt wieder ihm zu. »Seán, Möchtest du darüber reden?«

»Ihr wisst es.«, ist das einzige, was er antwortet. Leise. Ein wenig ungläubig.

Sie lacht vorsichtig. »Ja, wir wissen es. Nichts hat die Menschen hier in Irland in den letzten paar Jahren so sehr aufgewühlt wie das hier. *Natürlich* wissen wir es.«

Ohne ein weiteres Wort steht er auf und verlässt die Küche.

»Hey!« Sie springt auf und eilt ihm hinterher. »Hast du jetzt etwas anderes erwartet?«

Er antwortet nicht. Wenn er ehrlich ist, hatte er nicht gewusst, was er erwartet hätte.

Natürlich, sie hat Recht, man *kann* dem Thema gar nicht mehr ausweichen. Es ist überall. In den Zeitungen, im Radio. Und doch – er ist enttäuscht. Enttäuscht davon, dass sie es ihm nicht gesagt hatten. Er nimmt sich seine Jacke.

»Seán...« Vor der Tür hält ihn seine Mutter noch einmal auf. »Bitte versprich mir, dass du jetzt nichts Unüberlegtes tust. Es bringt nichts, jetzt überstürzt nach Belfast aufzubrechen, auch dort sind die Menschen hilflos. So wie wir. Du wirst nichts bewirken können alleine aus dem Grund, dass du in *Belfast* bist, okay? Außerdem..«, fährt sie fort und blickt ihren Sohn fast schon entschuldigend an, »solltest du nicht vergessen, dass Kieran nicht grundlos in Long Kesh ist. Ich weiß, dass das schwer ist, aber auch in dieser Zeit müssen wir versuchen, vernünftig zu denken. Vernünftig zu handeln. Zu sein.«

Er befreit sich aus ihrem Griff, öffnet die Tür. »Ich glaube..« Seine Stimme klingt nur mühsam beherrscht. »Ich glaube, ihr seid die einzigen Iren, die momentan noch in der Lage sind, *vernünftig* zu denken.«

Dann verlässt er die Wohnung.

–“Everyone, Republican or otherwise, has their own particular part to play. No part is too great or small, no one is too old or too young to do something.”

Kapitel 3: trí

»Ich war bei ihm, Seán.«

Er schweigt. Es ist der 17. Tag von Kieran Dohertys Hungerstreik. Er telefoniert gerade mit Geraldine, Kierans Freundin. Sie kommt eigentlich aus Südirland, ist jedoch mittlerweile in den Norden gezogen. Und sie hat Kieran in den H-Blocks besucht.

»Er hat gesagt, es ginge ihm gut. Dass er okay wäre. Dass es so alleine nur manchmal ein wenig einsam ist.« Sie schluchzt leise. »Ich versuche ja, stark zu sein. Ich versuche, wenigstens halb so stark zu sein wie Kieran. Das Problem ist nur, dass ich das nicht kann, Seán.«

Er schweigt weiterhin. Er weiß nicht, was er sagen soll, sagen kann. Sie versteht ihn auch so, nimmt ihm seine Schweigsamkeit schon lange nicht mehr übel. Selbst am Telefon, wo sie nicht einmal sein Gesicht sehen kann.

Am Anfang hat es sie noch aufgeregt, einmal hat sie angefangen, ihn anzuschreien, er solle doch wenigstens ein Mal auch etwas sagen.

Als Antwort hat er geschwiegen. Er weiß nicht einmal, warum er in letzter Zeit nichts zu sagen hat. Es ist ihm mit einem Mal irgendwie überflüssig erschienen. Und seitdem öffnet er den Mund nur noch in Ausnahmen. Er hört lieber zu. Auch wenn er es manchmal dann doch bereut, nichts gesagt zu haben. Geraldine nicht aufgebaut zu haben.

»Ich rufe dich morgen noch einmal an, ja?«, fragt sie mit einem Mal.

Er nickt, schickt jedoch hastig ein gemurmertes »Ja« hinterher, als ihm auffällt, dass sie diese Geste nicht sehen kann.

»Okay. Bis dann, Seán. Mach's gut.«

Einige Momente später zeigt ein gleichmäßiges Tuten, dass sie aufgelegt hat. Eine Weile mustert er noch den Telefonhörer in seiner Hand, legt ihn dann jedoch wieder auf die Gabel und steht auf. Er muss raus. Freunde treffen. Mal wieder, seit langer Zeit.

»...Automaten!«

Alle lachen. Er nicht. Er hat den Witz nicht verstanden. Er will es eigentlich auch gar nicht, versucht es nicht einmal. Er möchte sich nicht erlauben, über irgendwelche schlechten Witze zu lachen. Überhaupt tut er das momentan nicht mehr viel; er ist ernster geworden. Ernster, als er je dachte, sein zu können. Er war immer ein Spaßvogel gewesen, ein Clown, hatte alle anderen zum Lachen gebracht, bis sie sich den Bauch hielten. Tränen in den Augen hatten. Er hat einmal gehört, seinen Sinn für Humor kann man nicht verlieren. Und doch ist irgendwie genau das passiert.

»Seán, was ist denn los? Du sagst ja gar nichts«, spricht ihn plötzlich eines der Mädchen aus ihrer Gruppe an. Sie haben sich den für den Abend in einen Pub gesetzt, einfach mal ein bisschen reden. Bloß, dass er nicht redet. Er schweigt.

So zuckt er also bloß mit den Achseln. Was soll er auch groß sagen? »Tut mir leid, aber ich möchte gerne wieder nach Hause gehen«?

Jeder weiß von Bobby Sands. Patsy O'Hara. Kieran Dohery. Jeden hier beschäftigt das Thema. Es sieht nur keiner die Verbindung zwischen ihm und ihnen. Ihm und Kieran.

Sie wissen ja nicht einmal, wo er herkommt. Wo er geboren ist. Sie wissen bloß alle, dass dieser Hungerstreik ihn mehr mitnimmt als jeden anderen von ihnen.

»Nimm's nicht so schwer, Kay. Er ist halt schon so, seit es angefangen hat. Kann man ja

auch nichts machen oder? Das geht vorbei.«, hört er ein anderes Mädchen ihrer Freundin zuflüstern. Sie heißt Féileacán, Schmetterling. Ein komischer Name. Er spart sich, zu erwähnen, dass ihre Aussage nicht stimmt. Falsch ist. Er ist so erst seit Kierans Dabeisein. Vorher hat es ihn zwar auch schon interessiert und erschüttert, aber es ist kein Vergleich.

Jetzt ist es anders. Er holt sich jeden Morgen eine Zeitung, um zu lesen, ob irgendetwas neues passiert ist. Ob irgendjemand nachgibt. Aufgibt. Er geht nicht mehr oft nach draußen, er könnte ja einen Anruf verpassen. Den Anruf. Bisher haben alle Hungerstreikenden länger durchgehalten als 17 Tage, doch allein diese Zahl scheint ihm schon unreal.

Siebzehn. Zehn plus sieben. Ohne Essen. Ohne richtige medizinische Versorgung, falls einer krank werden würde. Tabletten entsprächen Nahrung. Eine leichte Krankheit könnte mit einem Male ganz andere Ausmaße annehmen, in so einem geschwächten Körper. Mit einem Mal friert er. Beginnt zu zittern.

»Hey, Seán«, sagt plötzlich Kay erneut, »du zitterst ja.« Besorgt mustert sie ihn. »ist dir kalt?«

Er schüttelt den Kopf. Eigentlich ist ihm nicht kalt, es ist warm im Pub und auch die Jahreszeit ist nicht gerade für kalte Temperaturen bekannt. Er friert aus einem anderen Grund. Den sie nicht verstehen könnten.

Kay seufzt. »Weißt du«, fährt sie fort, lauter diesmal, vielleicht möchte sie, dass auch ja alle sie hören können, »natürlich ist dieser Hungerstreik schrecklich, aber...« Schon bei dem Wort »Hungerstreik« hat sie quasi die ungeteilte Aufmerksamkeit vieler Pubbesucher. Die Lautstärke, in der sich unterhalten wird, ebbt ein wenig ab. Sie holt tief Luft. »Er ist auch weit weg von uns. Die Menschen, die das machen.... Wir kennen sie nicht. Nicht persönlich jedenfalls. Seán, es sind Fremde, die sich dort zu Tode hungern! Niemand von deinen Bekannten ist dabei!«

Er schüttelt langsam den Kopf. »Nein« sagt er leise. Die Menschen im Raum beobachten ihn, reden jedoch weiter. Sie warten trotzdem auf seine Antwort. Er wendet den Kopf ab und wiederholt nun mit klarer, deutlicher Stimme. »Nein. Kein Bekannter. Mein bester Freund.«

Mit einem Mal ist es still.

-“Nothing else seems to matter except that lingering constant reminding thought, 'Never give up'. No matter how bad, how black, how painful, how heart-breaking, 'Never give up', 'Never despair', 'Never lose hope'.”

Kapitel 4: ceathair

Langsam schlägt er die Zeitung auf und blättert Seite für Seite um. Vorsichtig, als könnte das Papier bei einer zu schnellen Bewegung zerreißen. Er hat bereits auf dem Titelblatt die kleine Notiz gesehen, von einem weiteren Hungerstreikenden berichtend, mit einem Hinweis auf Seite vier. Dort der genaue Bericht von dem Mann, der wie alle anderen auch ein Gefangener im Maze ist. Maze Prison. Her Majesty's Prison Maze. Long Kesh. Die H-Blocks. Bei Kieran.

Mittlerweile sind es zehn Männer, sechs noch am Leben. Auch lebendig?

Er schließt für einen Moment die Augen und reibt sich den Kopf. Es fühlt sich an, als würde jemand langsam und beständig einen Rhythmus darauf schlagen. Mit einem Eisenhammer und enormer Kraft. Er hat kaum geschlafen letzte Nacht, lag lange wach, nachdem er sehr früh am Morgen aufgeschreckt war. Er hat geträumt, miserabel geträumt.

Noch immer sieht er Kieran vor sich, liegend, wie tot, die Wangen eingefallen, die Arme und Beine knochig und zu schwach, sein Gewicht noch länger zu tragen. Die Augen matt, glanzlos, tief in die Höhlen eingesunken. Und er steht nur als stummer Beobachter davor, kann nichts tun, sich nicht bewegen. Mit einem Mal dreht Kieran den Kopf, die blutunterlaufenen Augen richten sich nun auf ihn. Sehen ihn an. Ein fast lautloses »Seán« verlässt seine Lippen, nicht mehr als ein Flüstern. Kieran versucht, sich aufzurichten, sackt jedoch wieder zurück, schließt für einen kurzen Moment die Augen, öffnet sie jedoch gleich wieder. Er liegt nun wieder auf seiner Pritsche; starrt ihn unverwandt an. Langsam hebt er einen Arm, es sieht so aus, als würde Kieran nach ihm greifen wollen, doch fällt der Arm fast augenblicklich wieder hinunter neben seinen ausgemergelten Körper. Ein fast verzweifelter Ausdruck tritt nun in Kierans dunkle Augen und fieberhaft versucht er, sich zu bewegen, zu Kieran zu kommen, *irgendetwas* zu tun, doch er kann nicht. Es ist, als wäre er an Ort und Stelle festgefroren.

Er war aufgewacht, noch immer benommen, wie gelähmt. Eine Weile hatte er bloß ins Dunkel des Raumes gestarrt und sich den Rest der Nacht von einer Seite auf die andere gewälzt.

Auch jetzt drängt ihm sich das Bild von Kieran wieder auf, lässt ihn nicht in Ruhe.

Abrupt reißt er die Augen auf, versucht, es einfach aus seinem Gedächtnis zu streichen. Es ist gerade einmal der einunddreißigste Tag für Kieran Doherty, der erste für Michael Devine. Mickey genannt. 27 Jahre alt. Geboren in ihrer Gegend, lebte sogar in der Bogside. Er fährt sich über das Gesicht. Die Welt ist klein, zu klein.

1976 war Mickey Devine zu 12 Jahren Haft verurteilt, mit 34 Jahren wäre er aus dem Gefängnis entlassen worden. Nun wird seine Strafe wohl kürzer ausfallen. Sein Leben allerdings auch.

Aufgebracht schlägt er die Zeitung zu, steht auf und verlässt den Raum. Die Tatsache, dass sein Frühstück nun kalt wird, kümmert ihn herzlich wenig.

Im Wohnzimmer knicken ihm plötzlich die Beine weg und mit einem Schluchzer lässt er sich zu Boden fallen. Wütend klatscht seine Hand auf das Holz neben ihm und landet dann, zur Faust geballt, an dem Bücherregal. Zwei schief und wacklig auf dem obersten Brett stehenden Bücher landen auf seinen Füßen, doch er bemerkt es nicht. Unwillkürlich sackt er in sich zusammen, gegen den Sessel hinter ihm, dessen Holzrahmen sich ihm nun in den Rücken bohrt. Mit einem Mal macht sich ein Gefühl in

ihm breit, was ihn die Augen schließen lässt, die Hände krallen sich in den dünnen Teppich, der nur einen Bruchteil des Wohnzimmerbodens bedeckt und eigentlich eine ziemlich sinnlose Anschaffung war. Hilflös, er fühlt sich hilflos. Und allein. Einsam.

Nach vielleicht zehn Minuten, in denen er nur ins Nichts starrt, steht er langsam auf, streckt sich und zuckt aufgrund des Schmerzes in seinem Rücken zusammen. Wie in Zeitlupe geht er zu seinem Schreibtisch, setzt sich auf den klapprigen Holzstuhl, greift nach Stift und Papier. Auch wenn Kieran den Brief nie bekommen wird, er hat gehört, dass das der beste Weg ist, seine Sorgen loszuwerden.

Es ist ihm egal, dass er sich eigentlich keine Sorgen macht. Dass es schon längst darüber hinaus geht. Dass er *Angst* hat. Dass diese Angst ihn nicht mehr loslässt, ihn selbst in seinen Träumen verfolgt. Dorthin, wo er sich eigentlich immer sicher gefühlt hat. Seit seiner Kindheit hat er kaum mehr schlecht geträumt, eigentlich waren es immer gute Träume, die ihn mit einem Lächeln auf dem Gesicht haben aufwachen lassen, mit einer leichten Melancholie, dass sie nicht die Wirklichkeit darstellten. Jetzt kann er nur hoffen, dass Kieran nicht wirklich so aussieht, dass er nicht wirklich so schwach ist, dass es ihm vielleicht wirklich gut geht. Dass er genug Kraft hat, so lange auszuhalten, bis der Hungerstreik beendet ist. Bis jemand nachgibt. Aber wird jemand nachgeben?

Er kennt das Ausmaß des Hungerstreikes. Er weiß, dass viele Iren – Nordiren – große Hoffnungen darin haben. Dass sie darin vielleicht sogar die Möglichkeit eines Sieges sehen. Aber könnte es in diesem Fall überhaupt einen Sieger geben? Es ist kein Krieg. Es gibt bloß Tote und ein Ideal, für das sie gestorben sind.

Vorsichtig setzt er den Stift auf, schreibt das erste Wort. Er hält für einen Moment inne, dann, mit einem Mal, kommen die Worte. Sie sind zahlreich, viel mehr als erwartet und sie kommen wie von selbst.

Ciarán, a chara.

Hätte man mich vor zehn Jahren gefragt, wer du bist, hätte ich gesagt, »mein bester Freund«. Ob ich das heute auch noch sagen würde? Ja. Denken? Ich weiß es nicht. Früher haben wir uns gekannt, in und auswendig. Ich dachte, das bleibt auch so. Dass wir uns zumindest in den Briefen alles erzählen können, alles von uns. Dass wir keine Geheimnisse voreinander haben. Aber langsam glaube ich, dass ich dich nicht kenne. Nicht den neuen Kieran, der nicht mehr Kieran Doherty heißen möchte, sondern Ciarán Ó Dochartaigh, weil man sich nicht unterkriegen lassen soll, auf seine irischen Wurzeln vertrauen. Du warst auch damals schon so, so... irisch. Natürlich, jeder Jugendliche in Derry hasst die Briten, möchte, dass sie verschwinden, dass sie Nordirland wieder den Iren zurückgeben, weil das ihr Recht ist. Auch damals hatte ich manchmal das Gefühl, mit einem Fremden zu sprechen, als du deine Hassparolen losgelassen, als du Steine auf Soldaten geworfen, andere Menschen im Geheimen beleidigt hast, bloß, weil sie Protestanten waren und nicht katholisch wie wir. Aber das hielt nicht lange, denn spätestens am nächsten Tag warst du wieder der alte Kieran, der fast schon ein wenig ängstlich die ständige Gegenwart der IRA geduldet hat. Wir wollten alle beitreten, natürlich. Aber niemand hat ernst gemacht, zumindest nicht, als ich noch da war. Ich denke, du bist irgendwann danach dann eingetreten. Wie die anderen auch? Wie Mickey Devine nach dem Bloody Sunday? Oder vorher? Kieran, sag es mir! Ich habe das Gefühl, nichts über dich zu wissen. Ich könnte alle wichtigen Ereignisse deiner Kindheit aufzählen, es gab ja quasi keinen Tag, an dem wir nicht etwas zusammen gemacht haben. Doch nach meinem Umzug? Nichts. Gar nichts. Natürlich, du hast mir immer eine Zusammenfassung deiner Woche geschickt, aber langsam bezweifle ich, dass du dir nicht

einfach irgendetwas ausgedacht hast. Dein Brief über den Bloody Sunday war ehrlich, ich habe es gespürt, man hat den Schmerz aus jeder verdammten Zeile herausgehört. Ich habe tagelang nichts getan, als ich von Jackies Tod gehört habe. Ich bin nicht rausgegangen. So wie jetzt, wo ich kurz davor bin, auch dich zu verlieren. Aber habe ich das nicht schon?

Als du mir davon geschrieben hast, wie Jackie erschossen wurde, war ich unendlich traurig und dachte, dass es dann wohl nur noch uns beide gebe. Was ich nicht realisierte, war, dass ich zu diesem Zeitpunkt vielleicht schon nur noch alleine war. Weil es den alten Kieran, den ich aus Erinnerungen kannte, schon damals nicht mehr gab, weil er etwas erlebt hatte, dass über die Schmerzgrenze eines Menschen hinausgeht. Er – du – hattest die menschlichen Abgründe gesehen. Brutalität. Das, wozu Menschen fähig sein können, wenn sie aus Hass getrieben werden. Du hattest Unschuldige sterben sehen. Ich habe an diesem Tag also vielleicht gleich zwei meiner engsten Freunde verloren, denn von nun an kann ich die Wahrheit in deinen folgenden Briefen nicht beschwören. Ich glaube allerdings, dass nicht viel davon wirklich wahr ist, wahr sein kann. Wer Hass in dieser Form erlebt hat, wird ihn selbst auch nicht wieder loswerden können.

Das war der Einschnitt. Ist. Die Kluft zwischen uns. Der Grund, weshalb ich das Gefühl habe, dass du, der neue Kieran, ein Fremder für mich ist.

Ich liebe dich noch immer. Als Freund, als besten Freund. Als der, der du warst und innerlich auch noch bist. Du hast immer gesagt, man solle die Politik den Politikern überlassen, die Ahnung davon haben, im Gegensatz zu dir. Jetzt plädiert du auf einen Status als politischer Gefangener. Witzig, nicht?

Le gean,

Seán.

Er legt den Stift beiseite. Atmet tief durch, liest den Brief noch einmal sorgfältig. Dann faltet er ihn, sucht auf dem Schreibtisch nach einem Briefumschlag, in dem er ihn für immer verstauen kann. Noch während er den Umschlag schließt, rollt ihm die erste Träne über die Wange.

-"All men must have hope and never lose heart. But my hope lies in the ultimate victory for my poor people. Is there any hope greater than that?"

Kapitel 5: cúig

Das Telefon klingelt, doch er nimmt nicht ab. Er möchte keine Glückwünsche hören, nicht jetzt. Er möchte nicht hören, wie man ihm zu seinem sechsundzwanzigsten Geburtstag gratuliert, ihm alles Gute und noch viele weitere glückliche Jahre wünscht. Denn dann kommt immer automatisch auch das taube Gefühl, wenn er daran denkt, dass Kieran vielleicht nie 26 Jahre alt werden wird. Sein Geburtstag ist im Oktober, jetzt ist Juli. Der siebenundvierzigste Tag. Dass ein Mensch mehr als 100 Tage ohne Nahrung überleben kann, ist mehr als unreal, das muss selbst er einsehen. Die einzige Möglichkeit ist, dass er aufgibt. Und das kann nicht sein, das wird nicht sein.

Das Telefonklingeln verstummt und erleichtert atmet er auf. Sein Blick wandert auf das Bild auf dem Nachttisch und erneut fragt er sich, wie Kieran wohl aussehen mag. Nach 47 Tagen, wie mag man dann wohl aussehen?

Das Telefon klingelt erneut. Wütend mustert er es, als würde das durchdringende Klingeln davon leiser werden. Als der Anrufer nach einiger Zeit noch immer nicht aufgegeben hat, steht er seufzend auf und macht sich auf den Weg. Einen Moment hält er vor dem Tischchen inne, dann greift er nach dem Hörer und hebt ab.

»Ja?«

»Seán.« Er erkennt die Stimme sofort. Geraldine. Mit einem Mal macht sich ein beklemmendes Gefühl in ihm breit und er spürt, dass seine Hand, mit der er den Hörer hält, zu zittern beginnt. Sie telefonieren einmal in der Woche, am Montag, so haben sie es vor einigen Tagen ausgemacht. Sonst nur bei Notfällen. Bei Notfällen, die eigentlich nur eine Bedeutung haben können. Es ist Mittwoch.

»Ich... das kann nicht sein, das ist unmöglich. Es ist erst der 47. Tag, das passt nicht zu ihm, das ist nicht wahr, nicht wahr. Nach 47 Tagen kann es noch nicht sein, oder? Das ist doch ein Klacks, das muss doch ein Klacks sein, er muss es doch-, er kann doch nicht-. Zumindest länger als 47 Tage, sonst wäre-« Er spricht, ohne Luft zu holen, die Augen weit geöffnet, die zweite Hand um die Tischkante geklammert, als er von Geraldine unterbrochen wird.

»Seán.« Ihre Stimme klingt angespannt, aber sanft. »Seán, Kieran geht es gut. Beziehungsweise...« Sie lacht kurz trocken auf. »Den Umständen entsprechend. Er lebt. Oder er atmet. Aber-«

»Du rufst grundlos an?«, fragt er vorsichtig, mit unsicherer Stimme. »Das war nicht abgemacht. Oder willst du mir gratulieren? Danke, nein, das möchte ich nicht.« Er redet mehr als in der gesamten letzten Woche, aber das ist ihm in diesem Moment egal.

»Gratulieren?« Geraldine wirkt überrascht. »Warum das?«

Er murmelt bloß ein undeutliches »Geburtstag«, doch sie versteht trotzdem.

»Du hast Geburtstag? Das wusste ich nicht, warum hast du nichts gesagt? Her-«

»Nein«, unterbricht er sie schroff, sagt dann jedoch nichts weiter.

Sie atmet hörbar aus. »Okay. Aber nein, ich rufe nicht grundlos an. Es geht um... Joe.« Eine kurze Pause entsteht, in der er sie tief Luft holen hört, dann fährt sie fort, mit zittriger Stimme. »Joe McDonnell. Er ist heute gestorben.«

Er schließt für einen Moment die Augen, möchte sich setzen, doch es steht kein Stuhl in der Nähe des Telefons. Es wäre vielleicht einen Gedanken wert.

»Wie lange?«, fragt er, seine Stimme klingt seltsam brüchig.

»61 Tage«, ist ihre leise Antwort, »vom 08. Mai an.«

Er schweigt und sie fährt fort: »28 Jahre, aus Belfast. Er hatte Familie. Frau und Kinder, zwei. Aber das weißt du wahrscheinlich schon alles.«

»Nein«, antwortet er schlicht. Er hat ja nicht einmal von McDonnells Tod gewusst. Vorsichtig massiert er sich den Kopf.

»Okay...« Für einen Moment ist es still, dann sagt sie leise. »Ich hoffe, du bekommst diese Woche Post. Ich... habe etwas für dich. Von Kieran.«

Eine Welle der Überraschung durchfließt ihn und mit einem Mal hört sogar seine Hand auf zu zittern. »Was?«

»Du siehst es dann. Und ich... muss gehen. Bis dann, Seán. Wir sprechen uns.«

Sie hat aufgelegt und er mustert den Hörer noch für einen Moment. Auf der einen Seite verspürt er ein unheimlich dumpfes Gefühl im Bauch, das mit dem Tod McDonnells zusammenhängt. Auf der anderen Seite die Vorfreude auf das, was er bekommen wird. Von Kieran. Und vielleicht, ganz vielleicht, ist auch ein wenig Angst dabei.

Er legt den Telefonhörer zurück auf die Gabel und beginnt, erneut die Wohnung zu durchwandern. In seinem Schlafzimmer lässt er sich, mit einem Mal seltsam kraftlos, auf das Bett fallen. Er weiß, dass er schon zu lange wieder die Wohnung nicht verlassen hat. Nicht mal einkaufen ist er gegangen, seine Mutter hat ihn mit Lebensmitteln versorgt. Sie macht sich Sorgen, genau wie seine Freunde. Aber diese Sorgen scheinen ihm seltsam unberechtigt, fast schon lächerlich im Vergleich zu dem, was er im Moment erlebt. Und im Vergleich zu dem, was den Hungerstreik darstellt. Einen Moment lang wandert sein Blick noch über die ordentlich gestrichene weiße Decke, dann schließt er die Augen. Nicht viel später ist er eingeschlafen, das erneute Telefonklingeln ignorierend.

Die fünf Forderungen. Bildlich vor ihm. Fünf Forderungen, die einen Menschen dazu treiben, dafür zu sterben.

Er sitzt auf der Pritsche in seiner Zelle, die kratzige Decke um den Körper geschlungen. Es ist kalt, aber das kümmert ihn nicht.

– Forderung eins: Das Recht auf eigene Kleidung.

Er steht auf dem Hof, mittendrin. Er arbeitet. Neben ihm ein Mörder.

– Forderung zwei: Das Recht auf einen Status als politischer Gefangener, daraus folgend ein Ausschluss beispielsweise von der typischen Gefangenearbeit.

Er schreibt Nachrichten auf ein Stück Klopapier. Wartet darauf, sie loswerden zu können. Wann das wohl sein wird? Er ist einsam.

– Forderung drei: Das Recht auf regelmäßigen Besuch und Briefverkehr.

Er redet mit sich selbst. Murmelt leise, beruhigende Worte. Er ist einsam. Einsam, einsam. Hat er doch niemanden, mit dem er sprechen kann.

– Forderung vier: Das Recht auf freien Umgang mit anderen Gefangenen.

Er-

Von irgendeinem Geräusch geweckt, schreckt er auf. Einen Moment lang hat er die Orientierung verloren, findet sie dann jedoch wieder und atmet tief durch. Er hat keine Ahnung von den Umständen im Gefängnis, er hat keine Ahnung von irgendetwas. Er kennt bloß wage Fakten. Trotzdem hat er genaue Vorstellung. Die wahrscheinlich nicht einmal stimmen, aber woher soll er denn die Details kennen? Sein Mund verzieht sich zu einem ironischen Lächeln. Es ist erbärmlich. Ganz, ganz erbärmlich.

Er beißt sich auf die Lippe und das Lächeln gefriert. Es ist erbärmlich. Es ist erbärmlich,

dass nicht reagiert wird. Würde jemand aufgeben, dann würde reagiert werden. Mit Sicherheit. Aber so lassen sie sie einfach sterben. Ignorieren es. McDonnell. Und bald auch Kieran. Weil er nicht aufgeben wird, nicht klein begeben. Weil niemand das tun würde.

-“They have nothing in their whole imperial arsenal that can break the spirit of one Irishman who doesn't want to be broken.”

Kapitel 6: sé

*Anmerkungen (weil ich dachte, dass es vielleicht interessiert): - Raymond McCreesh trat 1973 in die Fianna Éireann (http://en.wikipedia.org/wiki/Fianna_%C3%89ireann) ein. Mit 19 Jahren wurde er verhaftet und erhielt eine Gefängnisstrafe von 14 Jahren. 1981 verstarb er nach 61 Tagen in dem Hungerstreik. Über seine Großmutter weiß ich leider nichts. Die Frau in diesem Kapitel ist also **rein fiktiv**.*

- Martin Hurson wurde 1974 verhaftet und nach einem Geständnis »unter tagelangem Verhör und Folter« zu 20 Jahren Haft verurteilt. Am 13. Juli starb er 25-jährig nach 46 Tagen im Hungerstreik.

Sie lächelt, als sie ihn ansieht, doch wirkt es nicht offen, nicht ehrlich, sondern bloß müde. Angeschlagen. Langsam steht sie auf, bringt die benutzten Tassen zur Spüle.

»Seán, so heißt du doch, oder?« Sie mustert ihn von oben bis unten, bis ihr Blick wieder auf seinem Gesicht landet.

Er nickt knapp. Etwas in dieser Wohnung hat eine unglaublich bedrückende Wirkung auf ihn, er fühlt sich fehl am Platze neben dieser alten Frau, die seiner Mutter zufolge die Großmutter von Raymond McCreesh sein soll.

»Ein schöner Name«, murmelt sie, setzt sich dann wieder ihm gegenüber an den Tisch.

»Ich bin Constance. Wie Constance Markiewicz.«

Er müht sich ein Lächeln ab und ist sich sicher, dass es genau so aussieht: bemüht.

Sie winkt ab. »Du brauchst nicht aus Höflichkeit lächeln, Seán. Ich verstehe dich gut, sehr gut sogar. Es ist einem in so einer Situation nicht nach Lächeln zumute.« Sie hat die Lippen fest aufeinander gepresst, den Blick nun aus dem Fenster gerichtet.

»Weißt du, Seán, wenn man dabei ist, eine Person zu verlieren, die einem lieb ist, lieb und teuer, dann kann niemand von einem erwarten, dass man sich noch an irgendwelche oberflächlichen Höflichkeitsfloskeln hält. Dass man noch in der Lage ist, zu berechnen, abzuwägen, zu kalkulieren. Das sollte niemand tun. Weil man nämlich nicht in der Lage ist. Weil man nichts mehr kann. Man hat nur Angst. Und eine Riesenwut im Bauch, aber das merkt man oft erst nachher. Wenn-« Ihre Stimme bricht und sie braucht einen Moment, um sich wieder zu fangen. Er wartet ab und sie steht auf, geht wieder zur Spüle, lehnt sich ein wenig dagegen. Dann fährt sie fort, wenn auch nun mit erstickter Stimme.

»Wenn alles vorbei ist. Zumindest erscheint es einem so. Weil vielleicht noch gar nichts vorbei ist. Weil es gerade erst angefangen hat.«

Mit einem Mal beginnt sie zu schluchzen, die dünnen, faltigen Hände einen Moment lang ringend, dann hängen sie fast nutzlos an den ebenso dünnen Armen neben ihrem Körper.

Er sitzt wie erstarrt auf seinem Platz und weiß nicht, was er tun soll. Das weiß er nie, wenn jemand weint. Hilflos betrachtet er den schwächtigen Körper der zerbrechlich wirkenden, kleinen Frau, die nun wieder ihm gegenüber am Tisch sitzt und muss mit ansehen, wie sie immer wieder von Schluchzern geschüttelt wird. Am liebsten möchte er sich einfach umdrehen, aufstehen, rausgehen. Nicht mit ihr konfrontiert werden, nicht damit, dass sie weint, dass sie wegen ihm weint. Er weiß, dass es feige wäre, jetzt einfach abzuhaufen und doch ist das Bedürfnis danach umheimlich groß.

Noch vor einer Stunde hätte er alles dafür gegeben, hat darauf gebrannt, mit ihr zu sprechen, doch nun ist dieser Wunsch förmlich wie weggeblasen. Verschwunden. Nur der Drang, mehr zu erfahren, das Gefühl zu verstärken, nicht alleine zu sein, hält ihn davon ab, die kleine Wohnung jetzt sofort zu verlassen.

Langsam nehmen die Schluchzer ab, werden leiser und verstummen schließlich ganz. Die alte Frau sieht ihn an und stellt dann mit erstaunlich fester Stimme fest: »Du kannst nicht damit umgehen.« Sie starrt nun, wartet auf eine Reaktion, doch die kommt nicht. Traurig schüttelt sie den Kopf. »Du solltest darauf hoffen, dass deine Freunde damit umgehen können. Weil du genau so werden wirst. Ein Wrack. Wie ich.« Sie lacht bitter.

Wieder erfüllt ihn ein Gefühl der Einsamkeit, aber auch Angst. Sie würden auch nicht damit umgehen können, das weiß er. Sie können ja nicht einmal jetzt damit umgehen. Weil sie es nicht verstehen, so viel Mühe sie sich auch geben. Er nimmt es ihnen nicht übel, wie kann er auch? Für sie ist es nahezu unmöglich, das weiß er. Sie sind in Irland aufgewachsen, nicht im Norden, wo die Konflikte am schlimmsten waren. Sind. Wie gerne wäre er jetzt in ihrer Situation, erschüttert, aber nicht direkt betroffen vom Hungerstreik. So ist es aber nicht. Und das weiß er auch. Er -

»Du kannst nichts tun. Du kannst es nicht aufhalten, Seán.«

Er schluckt. »Ich kann es aber versuchen«, flüstert er, doch die alte Frau lacht bloß trocken.

»Wofür? Doch nur, damit du dein verdammtes Gewissen beruhigen kannst. Du hilfst Kieran damit nicht, vor allem nicht damit, dass du eingebuchtet wirst.«

Er starrt sie an. Er wusste nicht, dass sie weiß, mit wem er in Verbindung steht, aber wahrscheinlich hat seine Mutter ihr etwas gesagt. Dieses Gespräch wühlt ihn schon jetzt auf und er hat das Gefühl, dass die alte Dame noch nicht einmal angefangen hat zu reden. Wie, um dieses Gefühl zu bestätigen, fährt sie fort:

»Weißt du, ich *habe* es versucht. Und ich kann dir aus eigener Erfahrung sagen, dass es einen *Scheißdreck* bewirkt hat. Ray ist schließlich tot, oder nicht?«

Er kann den Blick nicht von ihr nehmen, ist eingenommen von ihren Worten. Er hatte Frauen ihres Alters immer automatisch mit seiner Großmutter gleichgesetzt: sehr gläubig, liebevoll und... alt. Nie im Leben hätte sie auch nur ein bei weitem nicht so starkes Schimpfwort in den Mund genommen und auch ihm hatte sie es immer streng verboten. Seine Großmutter lebte in Galway, vor einem Jahr war sie verstorben. Sie hatte ihm immer Kekse gebacken und ihn als ihren »kleinen Jungen« bezeichnet, auch mit über zwanzig Jahren noch.

Und jetzt sitzt er vor einem so deutlichen Gegenteil der ruhigen und gleichsam herzlichen Rose O'Sullivan, dass es ihm mit einem Mal ganz anders wird. Diese Frau lebt mit einer enormen Wut im Bauch. Vielleicht ist sie deshalb weg aus Nordirland. Wenn sie auch nicht ganz in den Süden gegangen ist.

»Weißt du«, nimmt sie den Faden mit den beiden Worten wieder auf, die sie im Laufe des Gespräches bereits mehrmals verwendete, um seine Aufmerksamkeit zu bekommen. Er sieht sie an und sie atmet einmal tief durch. »Ich hab Raymond nicht so sehr gekannt, wie man sein Enkelkind vielleicht kennen sollte. Ich bin schon Ende der Sechziger aus Nordirland weg, um dem Trubel zu entgehen. Battle of the Bogside, du weißt.«

Er nickt knapp.

»Das hat mir Angst gemacht. Ich wollte nicht, dass so etwas bei uns auch geschieht. Ray war da vielleicht 16. Ich kenne also im Prinzip nur das Kind. Und zu dem Zeitpunkt erschien er mir auch noch nicht so... entschlossen. Natürlich, die ganze Familie ist...«

Sie sucht nach einem passenden Wort. »...radikal, aber Ray... er war eher zurückhaltend. Ja, vielleicht sogar ein bisschen ängstlich. Gegenüber der IRA, seiner Familie und dem was sie taten, gegenüber allem. Er hat sich nie wie seine Kumpels in irgendetwas reinziehen lassen, er war auch nicht in der Fianna Éireann, jedenfalls anfangs nicht. Vielleicht war es der verdammte Sonntag '72. Sie wohnten zwar nicht in Derry, aber vielleicht war es das trotzdem. Ich kann es ja nicht mehr nachvollziehen und seine Mutter hat ja sowieso nichts bemerkt.« Sie schnaubt und er wird ein wenig blass. Der Ton, in dem sie von ihrer Tochter spricht – zumindest hatte seine Mutter ihm mitgeteilt, Constance McCreesh wäre Raymonds Großmutter mütterlicherseits – jagt ihm einen Schauer über den Rücken. Dann lacht sie höhnisch auf. »Sie sieht nie die Schuld bei sich, den anderen oder gar bei Raymond. Die Briten sind die Bösen, generell. Weil sie eben Briten sind. Bei Gott«, stößt sie aus, »diese Ignoranz macht mich wütend. Seán, ich sage dir das jetzt ganz ehrlich und erwarte, dass du damit umzugehen weißt: Auch Kieran Doherty ist kein Unschuldslamm. Vielleicht hat er Menschen getötet, andere Menschenleben zerstört. Er war – ist – in der IRA, falls du das vergessen hast. Die IRA zögert nicht bei unwichtigen Menschenleben. Das hat sie nie und sie wird es auch nie tun. Meinetwegen darfst du gerne um deinen Kindheitsfreund Kieran Doherty trauern, aber nicht um einen Mörder.« Sie steht auf. »Und jetzt raus mit dir, ich muss mich hinlegen.«

Sie scheucht ihn mit hastigen Handbewegungen aus der Wohnung und völlig vor den Kopf gestoßen, stolpert er hinaus. Er weiß nicht, was er denken soll.

Noch auf der Treppe ruft sie ihm plötzlich hinterher: »Ich habe Ray immer geliebt. Unendlich. Und ich tue es auch jetzt noch. Ich habe alles versucht, was ich als alte Frau tun konnte, um seinen Tod zu verhindern, auch wenn das für ihn vielleicht Schmach und Schande bedeutet hätte. Sein Leben wäre mir so viel wichtiger gewesen.« Sie stockt. »Es hat nichts genutzt. Rein gar nichts. Ich kann nicht vergessen, was er getan hat, was er getan hätte, aber er ist immer noch mein Ray, der viel zu früh von uns gehen musste. Und deshalb hoffe ich von ganzem Herzen, dass ein Weg gefunden wird, dass nicht noch mehr Männer sterben, ihr Leben lassen für eine anständige Behandlung im Gefängnis. Denn sie hinterlassen Familien, Kinder, Freunde. Fassungslos müssen die zurückbleiben. Auch wenn sie teilweise schreckliche Verbrechen begangen haben, sind sie doch immer noch die Kinder Irlands. Unsere Kinder.«

Mit diesen letzten Worten, durchdrungen von einem Nationalstolz, wie er ihn bereits von vielen anderen kennt, schließt sie die Tür. Nur schwerlich schafft er es, das Haus zu verlassen, in seinen Wagen zu steigen und die Heimreise anzutreten. Seine Hände zittern, können kaum das Lenkrad richtig festhalten. Zum Glück ist kaum etwas los auf den abgelegenen Straßen.

Zu Hause angekommen, trinkt er als erstes einen Schluck Wasser. Noch einen, noch einen. Der Tag hat ihn mitgenommen, auch wenn er fast nichts tat. Weil Constance McCreesh so unheimlich ehrlich gesprochen hatte. Niemand würde es wagen, den Hungerstreik offen zu kritisieren. Es sind die Briten, die dafür die Schuld tragen. Es sind ausschließlich die Briten, niemals Iren. Er stellt das Glas vorsichtig wieder ab, dann umschlingt er seinen Körper mit den Armen. Sie hat Recht. Er weiß nicht, was Kieran getan hat, aber er weiß, dass oftmals kleine Aktionen zu unwahrscheinlich langen Gefängnisstrafen führen. Natürlich hofft er, dass es sich darum handelt, dass Kieran eigentlich nichts getan hat, dass er niemanden verletzt hat, oder gar getötet. Er kann es aber nicht glauben. Weil Kieran Doherty, der neue Kieran, der, der er geworden ist, ein Fremder für ihn ist. Und weil dieser Fremde alles getan haben

könnte, ohne, dass er es nachvollziehen kann.

Langsam macht er sich auf, die Post zu holen, die in der Küche auf dem Tisch liegt. Seine Mutter war hier, hat ein wenig aufgeräumt. Wie sie es immer tut, auch wenn er es nicht möchte. Er muss unwillkürlich lächeln, doch das Lächeln erreicht nicht seine Augen. Zu müde ist er, zu kraftlos, zu mitgenommen, als dass es ehrlich sein könnte. Auf dem Tisch liegt ein Brief. Kein Absender, bloß seine Adresse und die Briefmarke. Trotzdem erkennt er die Schrift. Es ist Geraldines. Nur sie schreibt das a so, wie es auch gedruckt wurde, die offene Form. Er erinnert sich an das, was sie gesagt hatte, über das 'Etwas' von Kieran. Seine Augen werden groß und mit zitterigen Fingern reißt er den Briefumschlag auf. Heraus fällt ein Stück Papier, nicht groß, aber groß genug. Gerade will er anfangen zu lesen, da klingelt das Telefon. Für einen Moment lang meint er, sein Herz bliebe stehen, aber doch schlägt es weiter. Es ist Montag und eigentlich sollte er sich entspannen können. Er kann es aber nicht.

»O'Sullivan?«, meldet er sich, unüblicherweise mit seinem Nachnamen. Ein Kloß hat sich in seinem Hals breitgemacht.

»Seán.« Geraldines Stimme klingt kratzig und so, als hätte sie geweint. Er schluckt mehrmals, doch der Kloß will nicht verschwinden. Er gibt keine Antwort und es dauert ein paar Momente, bis sie schließlich sagt:

»Martin, Martin Hurson. Er... er ist tot.«

-"We must see our present fight right through to the very end."

Kapitel 7: seacht

ES IST VORBEI.

Da das hier wirklich das absolut allerletzte Kapitel ist, denke ich, dass ich noch etwas dazu sagen kann: Diese Geschichte ist mir mit der Zeit sehr ans Herz gewachsen, irgendwie... Und es ist auf der einen Seite ein gutes, auf der anderen Seite ein komisches Gefühl, sie jetzt hier zu beenden.

Die KAPITELTITEL sind, wie sicherlich vermutet, irische Zahlen. Von eins bis sieben.

Die ZITATE sind dem Tagebuch von Bobby Sands entnommen. Die ersten siebzehn Tage seines Hungerstreikes führte er ein Tagebuch und die Zeilen sollten so eigentlich in der chronologischen Reihenfolge sein. Das letzte ist wohl das berühmteste und ich finde es sehr, sehr beeindruckend. Irgendwie.

›Ich bin kein Mörder, Seán. Ich vermisse dich. Es ist okay. Ich möchte nicht, dass du etwas Falsches denkst. Ich tu das hier nicht für mich. Nicht nur. Für unser Land und für unsere Rechte. Dafür lohnt es sich zu kämpfen, Seán. Und zu sterben. Falls wir uns nicht mehr sehen: Ich habe dich geliebt. Du warst der beste Freund, den man sich wünschen kann. Es tut mir Leid.‹

Er blickt auf den Zettel, auf Kierans säuberliche, enge Handschrift. Teilweise sehen die Buchstaben ein wenig verwackelt aus, als hätte seine Hand beim Schreiben gezittert. Er weiß nicht, wie oft er den Zettel in den letzten Tagen herausgeholt und angestarrt hat. Es müssen unzählige Male gewesen sein. Jedes Mal hat er schlucken müssen, zwischendurch anhalten, auch wenn es nur wenig Worte sind. Er glaubt ihm. Vielleicht, um sich selbst besser zu fühlen, vielleicht, um sein eigenes Andenken an Kieran nicht zu verunreinigen. Jedenfalls glaubt er ihm, wenn er sagt, dass er kein Mörder ist. Geraldine hat erzählt, es wäre ein gestohlenen Auto gewesen, ein gestohlenen Auto und ein bisschen Sprengstoff. »Ein bisschen Sprengstoff.« Er ist froh, dass er nicht weiß, wofür.

Doch genau das waren die Verbrechen, die ihm 22 Jahre Haft beschert haben. Zweiundzwanzig Jahre. Und kein Mord. Unwillkürlich lächelt er. Was ist schon ein Auto gegen ein Menschenleben? Er ist froh, so unendlich froh, dass er sich irgendwo nicht getäuscht hat. Nicht in Kieran. Nicht in seinem besten Freund. Er ist kein Mörder. Er ist unschuldig.

Und gerade dabei, in einem Gefängnis zu sterben. Mit einem Mal hat ihn die Realität wieder eingeholt und behutsam legt er den Zettel zurück auf den Schreibtisch, bevor er beginnt, in der Wohnung herumzuwandern.

Er geht in die Küche, dann wieder in das Schlafzimmer. Er sieht auf die Uhr, aus dem Fenster, auf den Kalender, der an der Wand hängt. Das Titelbild dieses Monats sind die Cliffs Of Moher. Es ist der 02. August 1981, Sonntag. Geraldine will morgen wieder anrufen. Oder früher. Je nachdem. Sein Schritt führt ihn wieder in die Küche, wie von ganz allein. Und ebenfalls wie von ganz allein finden seine Augen die Sonntagszeitung, die auf dem Tisch liegt. Ein wenig zerknickt. Sie ist nicht aufgeschlagen, die Schlagzeile lautet: »LYNCH DIES AFTER 71-DAY HUNGER STRIKE«. Der Artikel berichtet von Kevin, Kevin Lynch. Am 22. Mai eingetreten. Wie Kieran. Nur, dass Kieran noch lebt. Noch.

Vor einiger Zeit, die ihm wie Jahre erscheint, hatte er noch geschrieben, dass ihm

bereits 66 Tage unreal erscheinen. Jetzt ist es sein 72., der längste Hungerstreik nach Terence MacSwiney 1920. Bisher. Er wusste, *weiß*, dass Kieran stark ist. Willensstark. Aber so sehr? Es ist unreal und fast möchte er es nicht glauben. Doch es entspricht den Tatsachen, ist die reine Wahrheit.

Kraftlos lässt er sich auf einen Stuhl fallen und starrt das lachende Gesicht von Kevin Lynch an. Ob er im Tod auch noch lacht? Lächelt, vielleicht? Er hält sich den Kopf, zu viel, über das er nicht nachdenken will.

Gestern hatte Geraldine ihm mit bedeckter Stimme davon erzählt, wie Margaret Doherty ihrem Sohn ein Bild gezeigt hatte, ein »wunderschönes« Bild, wie Kieran wohl fand. Er kann nicht verhindern, dass ihm Tränen in die Augen schießen. Es ist nicht irgendein Bild, nicht irgendein Ort, nicht grundlos wurde es gezeigt. Es ist ein verdammter Friedhof. Und durch Kierans Antwort wurde bereits eine Entscheidung getroffen. Er weiß es.

Er beißt sich auf die Lippe, um nicht laut loszuschluchzen, dann steht er auf, stützt sich mit den Armen gegen die Wand ab. Er weiß, dass es zu Ende geht. Es kann nicht anders sein. Kieran kann sich kaum bewegen, seine dünne Haut, sein ganzer Körper ist mehr als nur empfindlich, sein Sehvermögen auf ein Minimum geschrumpft. Es ist fast vorbei. Und er hasst sich in diesem Moment dafür, dass er fast schon Erleichterung verspürt. Weil er es nicht wirklich tut. Weil er weiß, dass er alles dafür getan hätte, dass Kierans Leben anders endet. Nicht durch einen Hungerstreik. Er würde alles dafür tun, dass ihm nichts passiert, dass er aufgibt, dass er einsieht. Aber ist es nicht längst zu spät dafür?

Mitten in seine Gedanken klingelt das Telefon und er bricht zusammen, auf den kalten Küchenboden. Nach einer gefühlten Ewigkeit schafft er es, sich aufzuraffen, aufzustehen, zu dem noch immer klingenden Telefon zu gehen. Einen Moment lang wartet er, bis seine unkontrolliert zitternde Hand langsam ruhiger wird, dann nimmt er ab. Er sagt nichts, kann nichts sagen.

»Seán?« Geraldine wirkt aufgeregt, nicht am Boden zerstört. Er weiß nicht, was er tun soll. Hat es etwas zu bedeuten? Wenn ja, was?

»Ja«, haucht er schließlich, begierig zu hören, was sie ihm sagen will. Vielleicht ist es vorbei, anders, als gedacht, vielleicht wird doch noch alles gut.

»Ich brauche deine Hilfe«, flüstert sie. Er nickt, schweigt jedoch. Sie fährt fort: »Kieran... er hat uns um etwas gebeten. Gestern. Eine Vitamintablette. Einen Tee. Und etwas zu essen. Seán, was würdest du tun?« Sie klingt mit einem Mal nicht mehr nur aufgeregt, ein verzweifelter Unterton hat sich eingeschlichen.

»Es ihm geben«, ist seine Antwort, die seltsam kratzig, rau klingt. Nicht einen Moment hat er darüber nachgedacht, nicht einen Moment abgewägt, was das für ein Verrat an sämtlichen anderen Hungerstreikenden wäre. An allen anderen Menschen, Iren. Denn für ihn ist es nicht falsch. Ist es denn falsch, ein Menschenleben zu retten?

»Okay.« Dann legt sie auf und er lässt sich gegen die Wand sacken. Kann es möglich sein? Seine Gedanken rasen, ebenso wie sein Herz. Kann es möglich sein, dass Kieran lebt. Dass er überlebt. Er möchte schreien, springen, weinen, tanzen. Er tut es nicht. Weil er irgendwie doch das Gefühl hat, dass es noch nicht vorbei ist. Tief atmet er durch. Kieran wird gerettet. Kieran wird nicht sterben, nicht sterben, nicht verhungern. Er wird es schaffen, er wird zwar aufgeben, dafür aber leben. Er lächelt unwillkürlich. Ja, Kieran wird leben. Und er hat den entscheidenden Schritt in diese Richtung getan.

Mit einem Mal verzieht er den Mund jedoch wieder. Gestern hatte Geraldine gefragt. Gestern hatte er bereits darum gebeten. 71 Tage mit dem festen Willen, nichts zu

essen, mit der Kraft, das für sein Volk durchzuhalten, ist eine Sache. Einen einzigen Tag nur mit dem Drang, etwas essen zu müssen, zu wollen, eine andere. Eine ganz andere.

Er schluckt. Es ist brutal, es ist grausam.

Und trotzdem: Er wird leben. Weil dieser eine Tag ihn nicht umbringen wird. Wieder ergreift das Lächeln Besitz von seinem Gesicht. Es wird gut, alles gut.

Das Telefon klingelt. Noch immer lächelnd geht er darauf zu, greift nach dem Hörer, sagt seinen Namen, gespannt darauf zu hören, wie Kieran es aufnimmt, wie es ihm geht, wie es nun weitergehen wird, nun, wo die Entscheidung getroffen worden ist, ihm seinen Wunsch zu erfüllen, ihn leben zu lassen.

»Er liegt im Koma«, haucht Geraldine ihm aus dem Telefonhörer entgegen. »Wir wollten es ihm geben, wirklich, aber es war schon zu spät. Er liegt im Koma.«

Und mit diesen Sätzen liegt seine ganze Welt in Trümmern. Wie betäubt legt er den Hörer auf, nicht in der Lage, mit Geraldine zu sprechen. Trotzdem hört er noch ihr: »Ich rufe an, sobald er... sobald sich etwas tut.«

Kieran, der in seinen Gedanken mit einem Mal ganz lebendig war, ist jetzt schon wieder so gut wie tot. *Im Koma*. Er kann die Tränen nicht zurückhalten, warm laufen sie seine Wangen hinunter. Im Koma. Nachdem er aufgeben wollte. Nachdem er leben wollte. Warum gerade in diesem Augenblick? War es dieser eine Tag, der der Grund war?

Er schluckt, hustet, schluchzt. Er weiß nicht, was er tun kann, doch dieses Mal ist es nicht das altbekannte, taube Gefühl, sondern pure Verzweiflung. Er stolpert in Richtung Schlafzimmer, kommt jedoch nicht weiter, da alle paar Schritte seine Beine versagen, sich weigern, ihn weiter zu tragen. Er lässt sich am Türrahmen hinunter sinken, die Beine weit von sich gestreckt, die Augen leer und von tiefen Ringen umgeben. Er hat sich die letzten Tage immer gesagt, Gewissheit wäre das, was er brauchte. Jetzt weiß er, dass es genau das *nicht* ist.

Aber vor allem brauchte er keine Hoffnungen, die nur wenige Momente später wieder zerstört werden. Einen Moment lang überlegt er, ob er das Telefon ausstöpseln soll, die unvermeidliche Nachricht einfach ignorieren. Er weiß, dass »sobald sich etwas tut« nur heißen kann: »*Sobald er tot ist.*« Und den Gedanken daran kann er nicht ertragen. Stattdessen steht er auf, schleicht auf wackligen Beinen in Richtung Bett, auf das er sich augenblicklich fallen lässt. Eine neue Woge von Tränen bahnt sich seinen Weg und ehe er es sich versieht, ist er eingeschlafen. Einfach so. Ungewollt.

Einige Stunden später wird er vom steten Telefonklingeln geweckt. Einmal klingelt es, zweimal, dreimal. Immer und immer wieder. Es hallt nach in seinem Kopf, wie ein Echo. Ring, ring, ring.

□□

Eine Frau betritt den Raum. Sie tritt näher und eine einzelne Träne rollt ihr über das Gesicht.

»Kieran«, sagt sie leise, »oh Gott, Kieran.«

Er versucht, aufzusehen, versucht, sie anzusehen, zu erkennen, wer es ist.

Sie kniet sich neben ihn, möchte nach seiner Hand greifen, hält sich jedoch im letzten Moment zurück. Sie hat Angst, ihn zu verletzen. Berechtigt.

»Kieran«, flüstert sie erneut und nun erkennt er sie auch.

»Mom«, formen seine Lippen, doch kein Laut verlässt sie.

Sie lächelt. »Ja. Ich habe dir etwas mitgebracht, weißt du?« Sie zieht etwas aus der Tasche, ein Foto, und hält es ihm dicht vor sein Gesicht. Er möchte selbst danach greifen, doch sie hebt eine Hand und hält ihn somit davon ab.

»Lass, Kieran«, sagt sie vorsichtig, »ich halte das.«

Er stellt seine Bemühungen ein, versucht nun, etwas auf dem Bild zu erkennen. Er kann fast nichts sehen. Fast nichts.

»Es ist wunderschön.« Seine Stimme klingt seltsam, unvertraut.

Sie schluckt. Sie weiß, warum sie gerade dieses Bild mitgebracht hat. Sie möchte es allerdings nicht wahrhaben, sich selbst nicht eingestehen.

»G-«, setzt sie an, doch ihr Sohn unterbricht sie.

»Wunderschön«, sagt er andächtig, »es ist wunderschön.«

- "Our revenge will be the laughter of our children."